

Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizerische Kirchen-Zeitung**

Band (Jahr): **8 (1839)**

Heft 41

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Luzern, Samstag
No. 41.



den 12. Weinmonat
1839.

Schweizerische Kirchenzeitung,

herausgegeben von einem
katholischen Vereine.

Wie es am Himmel und auf der Erde aussieht, wisset ihr wohl zu deuten; wie kommt es denn, daß ihr die gegenwärtigen Zeitumstände nicht deutet?
Luz. 12, 56.

Die Schulpreise.

Ein sehr beachtenswerther Gegenstand sind in mehrfacher Beziehung die Prämien, welche den Schülern ausgetheilt zu werden pflegen. Als Prämien werden jetzt fast durchgängig Bücher an die Schüler ausgetheilt. Sie sind unfeilich für geeigneter als Medaillen, welche oft von den Beschenkten bald in Geld umgewandelt wurden, wodurch dann weder eine Erinnerung und Ermunterung, noch ein Werth oder eine Belehrung daraus gewonnen werden konnte. Bücher dagegen eignen sich nicht so gut für den Geldaustausch, haben also bleibenden Werth, und was noch weit mehr ist, durch den Inhalt derselben kann dem Herzen und Verstand des Kindes Gutes beigebracht werden. Denn gewiß mit Vorliebe und Freude wird das Kind das Buch zur Hand nehmen, das ihm eine beständige Erinnerung ist, daß es daselbe als Lohn seines Fleißes und Talentes erworben habe; auch die Aeltern und Geschwister, die Hausbewohner pflegen ein solches Buch mit Freuden in die Hand zu nehmen. Da Schulinspektoren und Leuten, die hierin eine Stimme haben, zugetraut werden muß, daß sie solches alles wohl erwägen, daß sie mit großer Umsicht die Auswahl der Bücher zu Schulpreisen treffen werden, damit sie nicht den Kindern Böses statt Gutem in die Hand geben, das Kind vergiften statt zu erbauen, so muß man doch wohl gewiß auch von diesen Schulpreisen den Schluß machen dürfen, was die hohen und höchsten Leiter der Schulen für gut und was sie für böß halten.

Legt man aber diesen Maßstab an die Schulpreise, welche den Kindern ausgetheilt werden, so weiß man kaum, welches die überwiegende Stimmung ist, die sie in dem christlichen Herzen hervorrufen. Statt mehrerer Beispiele hier nur eines. In Sursee, Kanton Luzern, wurde als Schulpreis ausgetheilt: „Herzenserhebungen in Morgen- und Abendandachten der vorzüglichsten deutschen Dichter. Herausgegeben von J. D. E. Preuß. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin 1819.“ — Schon das Titelfupfer und die Titelvignette sind von der Art, daß sie unwillkürlich an ein Leipziger- oder Berlinerfabrikat erinnern. Das Buch hat eine bedeutende Größe, und enthält vom Anfang bis zum Ende nichts als lauter Gedichte von sogenannten Morgen- und Abendandachten. Schon der Gedanke, eine Gedichtesammlung von lauter Morgen- und Abendandachten (wo die Andacht geblieben, wissen wir nicht) zu veranstalten kann nur in einem Menschen entstanden sein, der lieber dichtet als andächtig ist, der so wenig Herz als Kopf hat — und das giebt man Landkindern als Schulpreis in die Hand!! Weil das Buch lauter „Andachten“ enthält, und nach den Absichten der Geber gewiß zum Beten verwendet werden soll, so sollten doch die Verfasser dieser Gedichte lauter bewährte Männer sein. Da müssen wir bemerken, daß kein einziges solches Gedicht von einem Katholiken, sondern alle nur von Protestanten sind. Wir wollen die Namen der Verfasser kurz beisehen; sie sind: Brinkmann in Schweden; Bürde in Breslau; Claudius; Denne, Superintendent in Altenburg; Ewaldin in Hannover; Fülleborn in Breslau; Graf in Liefland; Hartmann

in Württemberg; Herder, Generalsuperintendent in Weimar; Heidenreich in Leipzig; Küster, Superintendent in Berlin; Lohbauer in Stuttgart; Lossius, Diakonus in Erfurt; Wahlmann in Leipzig; Matthiesson; Schubart in Stuttgart; Stamford in Großbritannien; Starke, Generalsuperintendent; Sturm, Hauptpastor in Hamburg. — Wir wollen weiter sehen. Das Buch kündigt sich als eine „zweite, vermehrte und verbesserte Auflage“ an. Wir sind daher zu der Erwartung berechtigt, die Gedichte dieser protestantischen Verfasser werden sich durch reinen kindlichen und ansprechenden Geist, durch Gemüthlichkeit, Reinheit der Gedanken, insbesondere aber durch eine gelungene Form und Schönheit der Sprache auch dem Katholiken empfehlen; denn sonst finden wir nichts mehr, wodurch sich die Wahl protestantischer Gebete und Andachten für katholische Schulkinder rechtfertigen ließe. Als Muster, ob sie wirklich diese Eigenschaften haben, wollen wir aus der Unzahl Andachten eine „Morgendandacht“ ganz hersetzen; sie ist von Burchard Großmann in Jena und lautet buchstäblich wie folgt:

Brich an, du lieber Morgen,
 Treib ab die finstre Nacht!
 Gott Lob, daß ich ohn' Sorgen
 Die Nacht hab' hingebacht!
 Gott Lob, daß ich nunmehr
 Des Tags Licht wiederum sehe
 Frisch und gesund aufstehe!
 Gott sei Lob, Preis und Ehr!

Um mich hätt's übl' gestanden
 Und um das Leben mein,
 Wär'n nicht gewest fürhänden
 Die lieben Engelen,
 So um mich rings herum
 Ein' Wagenburg geschlagen,
 Auf Händen mich getragen,
 Daß wir kein Feind zukomm'.

Nicht dich auf, Leib und Seele
 Zu deinem lieben Gott,
 Lob und Dank ihm erzähle,
 Daß er all' Gefahr und Noth
 In abgewichner Nacht
 Von dir hat abgetrieben,
 Daß du im Fried' geblieben
 Für's bösen Feindes Macht.

Christe, in deinem Namen
 Bitt' ich den Vater dein,
 Daß 'r ferner halt' beisammen
 Den Leib und Seele mein!
 Gott geb' ein'n guten Tag,
 Gott geb' ein'n guten Morgen,
 Gott woll' mich heut versorgen
 Für aller Noth und Plag'!

Dein'n Segen mir verleihe
 Bis an mein selig End',
 Und gnädig benedeie
 Die Arbeit meiner Händ',

Auf daß ich auch was hab'
 Für mich in schweren Zeiten,
 Und damit armen Leuten
 Kann ehren eine Gab'.

Gänzlich mich auch regiere
 Durch deinen heil'gen Geist,
 Daß ich such' mit Begiere
 Das Himmlisch allermeist
 Und ja nicht ganz und gar
 Sei mit dem Geiz besessen,
 Dadurch ich möcht' vergessen
 Des lieben Himmels Klar.

Reiß mich, Herr, nicht von hinnen
 Durch einen schnellen Tod;
 Gib mir Vernunft und Sinnen,
 Daß ich in aller Noth
 Dich, Herr, anrufen mög',
 Auf deine Gnad' mich stützen,
 Mein'n Nächsten dien'n und nützen,
 Weil ich ein'n Finger reg'.

Ohn' deinen heil'gen Namen
 Laß mich nichts fangen an,
 In deinem heil'gen Namen
 Daß seinen Fortgang han
 All's, was ich nehme für,
 Daß ich bei mein'n Geschäften
 An Hab', Gut und Leibeskraften,
 Dein' reichen Segen spür'.

Nun bin ich, Herr, erhört
 Für deinem Gnadenthron;
 Mein' Bitt' hast du gewähret
 Durch Christum, deinen Sohn:
 Darauf geh' ich dahin.
 Dein Wort bleibt imm'r und ewig;
 Auf dein Wort sterb' und leb' ich:
 G'wiss' genug ich dessen bin.

Burchard Großmann, zu Jena.

Unterm 16. Dez. 1794 kam in Preußen ein Gesetz heraus, welches in Bezug auf Religionsfachen verordnet, daß die Kinder „einen Vorrath auswendig gelernter Lieder haben, damit ihnen im ganzen Leben Erweckungen zur Gottseligkeit, Abtrachtungen vom Bösen und Aufmunterungen zum Guten im Gemüthe bleiben.“ Daß im Jahre 1794 ein Buchhändler in Berlin dieses Gesetz benützte, um einen „Vorrath guter Lieder“ schnell debitiren zu können, läßt sich allenfalls erklären. Wie nimmt sich aber ein solcher „Vorrath“ im Jahr 1839 am katholischen Vorort aus?!

Sind nun das die Dinge, welche man vorzugsweise für schön und gut hält? die man durch Schullehrer oder Schulinspektoren oder Direktoren oder sonst ein Glied in der großen Kette von Schulbehörden aus der protestantischen Literatur den katholischen Kindern und durch diese den katholischen Familien in die Hände spielen will? Auf wen wollen dann die Schulmänner die Schuld schieben, wenn man beim Durchsehen solcher Prämien an den

Spruch erinnert wird: *timeo Danaos et dona ferentes* (wir besorgen selbst in den Gaben, die man uns in die Hände legt, Böses)? wenn die Hausväter mit Besorgniß die Prämien ihrer Kinder ansehen, argwöhnisch sie prüfen und wohl auch einem katholischen Pfarrer überbringen, wie sie ihnen auch oft schon protestantische Bibeln und Traktätlein zur Prüfung oder auch ganz überlassen haben? wenn die kath. Hausväter besorgen, es möchte mit solchen Dingelchen sogar einer Religion im Sinne der „Stunden der Andacht“ der Weg gebahnt werden wollen? Ja, mögen die Schulmänner bedenken, daß solche Bekümmernisse die Herzen nicht Weniger beunruhigen und dann unbefangen sich fragen, wer die Schuld trage, daß solche Bekümmernisse gefunden werden. Denn von selbst sind sie nicht gekommen.

Eine letzte Bemerkung ist noch folgende. Man sieht so überaus ungerne jedes Wort, durch das man besorgt, es könnte Mißtrauen gegen die Schulen erweckt werden; sehr wehe thut der Argwohn, geschweige der Vorwurf, daß die Schulen der katholischen Kirche feindselig gegenüber stehen. Aber aus was soll man denn die Schulen beurtheilen — und daß man doch auch die Schulen ins Auge fassen und prüfen dürfe, wo jetzt alles gemustert wird, soll nicht befremden; daß besonders die Geistlichkeit und die Aeltern sie zu prüfen die Pflicht haben, wird Niemand bezweifeln, der nicht sagen will, daß die Aeltern und die Geistlichkeit gegen die Erziehung der Jugend gleichgültig sein sollten — also aus was soll man sie prüfen, wenn der Gemeinde Schullehrer zugeschiedt werden, von denen sie zum voraus keine Kenntniß hat; wenn der Lehrer in seine Schule eintritt und sogar längere Zeit hindurch Schule hält, ohne daß der Pfarrer des Orts auch nur eine Kenntniß davon erhält? Die Aeltern und die Geistlichen können nicht immer oder gar nicht in der Schule sein, um zu hören, was da gelehrt wird; sie müssen also auf das achten, was ihnen von den Kindern zu Hause erzählt wird; sie müssen die Früchte beobachten, die aus der Schule gewonnen werden, und von guten Früchten auf einen guten Baum, von schlechten Früchten auf einen schlechten Baum den Schluß machen. Ein Prüfstein in der Schulen werden aber die Schulpreise in so weit sein, als man von guten Prämien zwar noch nicht mit Sicherheit auf eine gute Schule schließen darf, weil sich der Fall denken ließe, daß man Anstößiges nicht als Schulpreis austheilen wollte, um Aufsehen zu vermeiden; begründeter aber möchte wohl der Schluß von schlechten Prämien auf schlechte Schulen sein, weil sich nicht voraussetzen läßt, daß man in einer guten Schule den Fleiß mit schlechten Büchern belohnen wollte, sondern daß man mit Vorsicht zu Werke gehen und auch dann noch Anstößiges vermeiden sollte, wenn man sogar nur Vorurtheile schonen zu müssen glaubte. Dürfte man

aber solche Schulprämien, dergleichen wir eines namhaft gemacht haben, als Maßstab der Beurtheilung der Schule anlegen, Bücher also, die nur Protestanten zu Verfassern und Verlegern haben, Bücher religiösen Inhaltes von Protestanten, die man kleinen katholischen Kindern hingiebt, Bücher, die weder durch edle und erhebende Gedanken, noch viel weniger durch die Form und den Styl sich auch nur zur Mittelmäßigkeit erheben — was müßte man von den Schulen selbst alsdann denken?

Wir wollen die Folgerungen, die sich von selbst an die Hand bieten, nicht verfolgen; aber vielfache Unzufriedenheit mit den Schulen, Mißtrauen gegen dieselben, Abneigung gegen die Schullehrer — woher solches kommen könne, ob von vorgeblicher Verläumdung und Verlästerung, ob von den Verdächtigungen der angeblichen Schulseinde und der Freunde aller Verdummung, oder aber aus der Sache selbst und gerade von den leidenschaftlichen Freunden der Schulen, von Leuten, die in ihrem blinden Eifer an ihrem Schooskinde auch die größten Fehler und Verirrungen nicht sehen — das alles ist leicht aufzufinden.

Auszüge aus den Briefen des amerikanischen Missionärs P. Martin Schmid, S. J. Ein Beitrag zur Beleuchtung des ehemaligen Wirkens der Jesuiten in Paraguay. *)

Zwölfter Brief. An seinen Bruder, Kapuziner.
St. Raphael, den 17. Oct. 1744.

Ich will versuchen, ob ich noch deutsch schreiben könne, denn jetzt sind schon achtzehn Jahre verflossen, seitdem ich Deutschland und die deutsche Sprache verlassen habe.

Ich zweifle nicht, Sie werden gerne wissen wollen, wie es mir gehe, was ich hier während so vielen Jahren geleistet habe, was dieses für ein Land, und was die Indianer für Leute seien. Dieser Theil der neuen Welt liegt gegen Süden, doch so nahe am Aequator, daß die Sonne zweimal im Jahre, nämlich im Hornung und im Weinmonat, mitten im Tage gar keinen Schatten wirft, sondern alsdann gerade über unsern Häuptern steht. Bei Ihnen aber, im Zugerlande, wird es alsdann schon Abends um 5 Uhr sein. In dieser Stunde also, und in gemeldeten zwei Monaten können Sie wissen, wo ich hier stehe, nämlich gerade so unter der Sonne, daß mein Leib gar keinen Schatten macht. Und in dieser Zeit ist die Hitze nicht besonders groß, weil es alsdann beständig zu regnen pflegt. Es ist viel heißer, wenn es nicht regnet, wie es in den verflossenen Monaten geschehen ist, und auch bis jetzt in diesem noch geschieht.

*) Nachdem wir die Folge dieser Briefe einige Zeit unterbrochen, lassen wir die Fortsetzung hiemit folgen. Dieser Brief schließt sich an den letzten in Nr. 32 an. D. Red.

Es ist jetzt schon seit fünf Monaten kein Regen mehr gefallen. Da es bei Ihnen Sommer war, sollte es hier Winter sein, weil die Sonne von uns weiter entfernt war. Aber hier weiß man nichts von Winter, nichts von Schnee oder Eis. Nur wenn der Südwind stark weht, wird das Wetter ein wenig kälter; aber sobald er aufhört, und der Nordwind wieder zu wehen anfängt, vergeht alle Kälte, und es folgt wieder heiße Tage.

Die Bäume, die man hier sieht, sind in Europa unbekannt, einige wenige ausgenommen, z. B. Zitronen, Pomeranzen, Limonen und Feigen, welche die Spanier hieher gebracht haben. Andere Früchte dieses Landes nennt man Lamosos, Azaniquis, Platanos, Pinnas, Patatas, Mani, Gufas. Es giebt auch Reis und verschiedene Gattungen von Erbsen. Korn und Wein wächst in diesen Ländern gar nicht. Was zum hl. Mesopfer vonnöthen ist, kommt mehr als 200 Stunden weit her. Das Brod, das wir täglich essen, wird von türkischem Korn gemacht. Es ist besser, als Sie vielleicht glauben werden. Dieses türkische Korn säet man im Weinmonat, und in drei Monaten kann man schon davon essen. Es ist der Indianer tägliches Brod. Insgemein sieden sie es im Wasser, bis es recht lind ist, und so essen sie es ohne weitere Zubereitung. Es giebt hier auch Zuckerrohr. Von diesem pflanzt jeder Indianer, so viel er will. Sie machen keinen Zucker daraus, sondern zerquetschen das Rohr mit den Zähnen, um also den Saft daraus zu saugen. Die P. Missionäre machen zwar Zucker, doch nur so viel, als nöthig ist für ihren täglichen Hausgebrauch, und um fast täglich den Kranken und auch andern Indianern auszuthemen zu können.

In den Wäldern giebt es viele Fimmen, Affen, Schildkröte, verschiedene, in Europa unbekannt gute Vögel, wilde Schweine, Hirschen, Rehe, Wasserschweine und mehrere andere. In den Gewässern sind viele und große Fische. Deswegen bleiben die Indianer, wenn sie aufs Jagden und Fischen ausgehen, bisweilen zwei bis drei Monate von Hause weg. Es giebt aber auch viele wilde Thiere, als: Tiger, Löwen, Bären, Krokodille, giftige Schlangen u. a. m.; besonders von diesen werden die Indianer, weil sie alle baarfuß gehen, öfters gebissen. Dann müssen sie, wenn sie nicht geschwind gute Mittel brauchen, ohne Rettung sterben. Dies geschieht nicht selten.

Das Kleid der Indianer ist von Baumwolle, und besteht nur in einem Hemd, welches weder Arme noch Falten hat, sondern ganz eng ist, wie ein Korn sack. Dieses ist das einzige Kleid sowohl der Männer, als der Weiber, nur mit dem Unterschied, daß es diesen bis auf die Füße, den Männern aber nur bis an die Knie reicht. In ihren Häusern sitzen, essen und schlafen sie auf der harten Erde. Bisweilen schlafen sie in einer Amaka, welche aus einem

gewissen Gewächse geflochten, von einer Wand an die andere, oder von einem Holze an das andere ausgespannt, an beiden Orten angebunden und festgemacht wird. Sie ist zwei bis drei Ellen lang, und beinahe eine Elle breit. Diese Amaka ist ihr Bett, wenn sie sich auf der Jagd, in den Wäldern und auf Reisen befinden.

Die Landschaft, in der ich mich befinde, enthält sieben Missionen, welche Dorf- oder Völkerschaften genannt werden. Sie bestehen heut zu Tage zusammen aus 3144 Haushaltungen, in denen 14232 Seelen leben. Die größern Völkerschaften haben beinahe 600 Haushaltungen. Alle sind genugsam mit Vieh, mit Kühen, Pferden und Maulthieren versehen. — Ueber alles müssen die P. Missionäre beständig große Sorge tragen, wenn sie nicht wollen, daß es nach und nach verloren gehe; denn die Indianer bekümmern sich nicht um die Zukunft, ja kaum um den morgigen Tag. — Was mich betrifft, so hat mir, wie schon gesagt, der gütige Gott, dem ich dafür den höchsten Dank sage, allezeit eine gute Gesundheit verliehen. Was aber ich und alle Missionäre hier zu thun haben, kann ich Ihnen nicht besser beschreiben, als bilden sie sich ein, was ein eifriger Pfarrer in Europa mit seinen Pfarrkindern zu thun hat. Alles das und noch viel mehr thun in jeder Völkerschaft zwei, öfters auch nur ein Missionär; denn er unterweist alle Tage die Kinder in der christlichen Lehre; täglich besucht er die Kranken in ihren Häusern; er sorgt dafür, daß sie zu essen haben; er schreibt ihnen Arzneien vor, versieht sie mit den heil. Sterbsakramenten; er steht den Sterbenden bei Tag und des Nachts bei, und hilft ihnen das Leben glücklich enden. Täglich fordert er Rechenschaft von den Pfarrkindern in seinem Dorfe; er untersucht, wie sie sich verhalten, was zu verbessern, und was zu bestrafen sei; er predigt alle Sonn- und Feiertage dem Volke, und überdies in der Fasten noch wöchentlich zweimal; eben so vielmal verwaltet er das hl. Sakrament der Buße, und speiset seine Pfarrkinder mit dem allerheiligsten Sakramente des Altars. Ich will jetzt nichts sagen von den Taufen, von der Anordnung und Bestätigung der Heirathen, von der Begräbnis der Todten, und von dem hl. Rosenkranze, welchen er alle Abende mit dem ganzen Volke in der Kirche betet. Dies und noch mehr haben die P. Missionäre zu thun, denn sie sind nicht nur Pfarrer, Prediger, Beichtväter und Seelsorger, sondern sie müssen auch für den Leib ihrer Untergebenen und für alles sorgen, was immer in einer Stadt, oder einer Gemeinde vonnöthen ist; denn ohne dieses könnten sie auch nicht für ihre Seelen sorgen. Sie sind also Rathsherrn und Richter, Aerzte und Chirurgen; sie sind Maurer, Zimmerleute und Tischler; sie sind Schmide, Schlosser, Schneider, Schiffmacher, Müller, Köche, Bäcker, Hirten, Senne, Gärtner, Maler, Bildhauer, Drechsler, Wagner, Ziegler, Hafner, Weber,

Gerber, Wachsbleicher, Kerzenmacher, Zinngießer, und was nur immer für Handwerke in einem Staate vonnöthen sind.

Nebst allen diesen ebengemeldten haben meine Obern mir noch andere Dinge anbefohlen. Ich soll nämlich in diesen Missionen die Musik einführen, und hiezu Orgeln und Instrumente machen, damit diese Indianer auch mit der Musik ihren Gott und Herrn loben können. Ich habe deswegen sogleich angefangen die Knaben der Indianer, die lesen konnten, im Singen zu unterrichten; ja was noch mehr ist, ich habe auch verschiedene musikalische Instrumente gemacht, ohne daß ich in Europa so etwas gelernt, oder mir auch nur eingebelehrt hätte es zu können. Aber die Noth und der Mangel an Meistern hat mich zum Künstler gemacht. Man hat also hier Klaviere, Harfen, Trompeten, Schalmenen, und ich habe alle diese Instrumente gemacht. In eine jede Dorfschaft hat ihre Orgel. Alle haben mehrere Geigen und Bässe, die von Ederholz gemacht sind. Die Indianerknaben sind dadurch ausgemaachte Musikanten. Sie loben und preisen unsern höchsten Gott alle Tage in den hl. Messen mit ihrem Gesang und ihren musikalischen Instrumenten. Und ich kann sagen, daß sie mit ihrer Musik in einer jeden Stadt und Kirche von Europa zur großen Verwunderung Aller auftreten könnten. Erst jetzt erkenne ich, wie wunderbar Gott geordnet hat, daß ich in der Jugend die Musik erlernen mußte; seine unendliche Majestät wollte nämlich, daß eben dadurch auch diese seine Indianer Musikanten werden und lernen sollten, ihn schon in diesem Leben mit ihren Lobgesängen zu ehren, und daß sie vermittelst der Musik ihre Gemüther in den Himmel erheben, und folglich ihr Leben desto eifriger so einrichten möchten, daß sie würdig würden, einst in der glückseligen Ewigkeit die himmlische Musik der hl. Engel zu hören. So viel von der Musik.

Was übrigens meine Person insbesondere betrifft, so sage ich, daß ich in dieser neuen Welt unter diesen armen Indianern allezeit wohl getröstet lebe. Ich bin ja in keiner andern Absicht hieher gekommen, als weil der höchste Gott es also ordnete, welcher Himmel und Erde und Alles regiert, und um das Heil dieser verlassenen Seelen zu suchen, welche unser lieblichste Weiltbeiland mit seinem heiligsten Blute erlöst hat. Nebstdem werde ich sowohl von allen P. Missionären, als auch von den Indianern geehrt, geschätzt und geliebt. Ich habe dieses bei vielen Gelegenheiten erfahren, und die Indianer haben es auch oft nicht nur mit Worten und Werken, sondern selbst mit Thränen zu erkennen gegeben. Vorzüglich haben sie meine Predigten mit Vergießung vieler Thränen angehört, und hernach in dem Beichtstuhle freiwillig bekennet, daß sie durch meine Predigten zur Reue und Leid über ihre Sünden und zur ernstlichen Besserung ihres Lebens seien bewegt worden.

So viel wollte ich Ihnen diesmal schreiben, um Sie zu unterrichten, wo ich sehe, und wie es mir ergehe. Ich bitte Sie, daß Sie bei unserm großen Gott und seiner allerheiligsten Mutter täglich anhalten wollen, damit ich und alle diese Indianer der himmlischen Glorie mögen theilhaftig werden. O glückseliger Tag, an welchem wir in den Himmel eingelassen werden! O erwünschte Stunde, in welcher wir dort einander wieder sehen werden!

Kirchliche Nachrichten.

Uri. Kaum hatte man sich etwas erholt von dem Schrecken, welchen das entsetzliche Ungewitter vom 15. u. 16. Sept. l. J. angerichtet, kaum hatte die Regierung diesen ohnedies armen, zwischen hohen Bergen eingeschlossenen Kanton der Wohlthätigkeit der übrigen Kantone durch ein bittliches Kreis Schreiben empfohlen, kaum hatte man in aller Eile mit größter Anstrengung die Brücken und Straßen provisorisch hergestellt, das überschwemmte Land trocken gelegt und etwas gesäubert, so kam am 5. d. ein noch furchtbarereres Ungewitter, das nun vollendete, was das erste unvollendet gelassen. Die Lage dieser Leute ist nie eine glänzende, jetzt aber eine verzweifelte. Bei allem Abgang von Hülfquellen sind sie einzig nur an die Wohlthätigkeit ihrer Miteidgenossen angewiesen, daß sie ihnen mit dem Wohlstand zu Hülfe kommen mögen, dessen sie sich freuen. Ihr Nothruf wird nicht ohne Erfolg sein. Die Regierung des Kantons Luzern hat eine Liebeststeuer zu ihrer Unterstützung anzuordnen beschlossen, andere Regierungen werden nicht minder wohlwollend entgegenkommen. Durch Kreis Schreiben vom 7. d. zeigt der Vorort allen Ständen an, daß sich in Zürich ein Hülfscomitè der Wasserbeschädigten gebildet habe und ersucht die Stände, diesem Comitè ihre Mitwirkung und Vertrauen angedeihen zu lassen. Auch in Basel hat sich ein Comitè gebildet. Der Segen, welchen dieses Jahr dem Landmann in so reicher Fülle und in jeder Beziehung eingebracht hat, wird ihn ermahnen, von dem Ueberfluß, den ihm Gott verliehen, dem in schwerer Noth Leidenden einige Erleichterung zukommen zu lassen. Dem Landmann ist bei diesem Anlaß ganz vorzüglich Gelegenheit gegeben, durch Wohlthun seine Dankbarkeit gegen Gott zu erzeugen; denn Lebensmittel sind es vorzüglich, die hier eine willkommene Gabe sind, und diese hat er jetzt reichlich eingesammelt. — Nach Uri hat Oberwald und Tessin am schwersten Wasser gelitten.

Thurgau. Der Gr. Rath hat beschlossen, daß der Vierteltheil des Vermögens des Klosters Paradies, welcher früher der katholischen Bevölkerung zum Voraus zugewiesen worden, nun ebenfalls allgemein vertheilt werden soll. Das geschieht nun einige Tage, nachdem die Tagsatzung dieses

Kloster aus ihren Traktanden wegzulassen beschlossen hat! — Mehrere Verkäufe von Klostergeräten wurden ratifizirt.

St. Gallen. Der kath. Administrationsrath hat die H. Leonhard Gmür und Bezirksammann Sailerer beauftragt, mit dem Nuntius in Schwyz wegen eines St. Gallischen Bisthums in Unterhandlung zu treten.

Schaffhausen. Das erzbischöfliche Ordinariat in Freiburg hat den kath. Geistlichen den Besuch des Vereins zur Besprechung der kirchlichen Angelegenheiten, welcher am 30. Okt. sollte abgehalten werden, verboten, „weil das Oberhaupt der Kirche dieses nicht gerne sehe.“ „Sollte auch, bemerkt der Republikaner, der Zorn des Bischofs von Solothurn gegen Professor Fischer in Luzern daher rühren, weil dieser einer der Stifter jenes Vereins war?“ Der Republikaner wird vermutlich besser unterrichtet sein als wir, daß der Grund dieses Schrittes des Hochw. Bischofs nicht in Rom, sondern zunächst in Luzern und noch tiefer in Zürich zu suchen ist, so wie auch der Erzbischof von Freiburg sein Verbot gegen diesen Verein ohne Zweifel aus Karlsruhe erhalten hat. Die Regierungen sehen die Bekämpfung nicht immer in jeder Weise gerne.

Deutschland. Das protestantische Norddeutschland hat eine neue wichtige Entdeckung in der Geschichte der Menschheit gemacht. Bei der zu Leipzig den 22. Sept. in der akademischen Aula stattgefundenen Feier der dortigen historisch-theologischen Gesellschaft hielt unter andern der Comthur und Professor der Theologie an der Leipziger Universität, Dr. Gottfried Herrmann, eine klassische Rede, um zu beweisen, daß Eva vor Adam geschaffen worden sei, um so einen, Hesiod und Moses gemeinsamen Irrthum endlich zu berichtigen! Was werden die „historisch-theologischen Gesellschafter“ uns zunächst zu beweisen suchen?? Wahrscheinlich daß die Söhne in der alten Zeit vor den Vätern gelebt haben.

Preußen. Die Nachricht von der Freilassung des Hrn. Kaplans Micheliß aus der Festung bestätigt sich leider nicht. Er befindet sich immer noch auf der Festung Magdeburg. Er darf nur in Begleitung eines Polizeikommissärs die öffentlichen Orte besuchen. — Der Erzbischof von Posen, Hr. v. Dunin, zeigt sich in Berlin sehr freigebig im Almosengeben und läßt Niemand, der bei ihm Unterstützung sucht, mit leeren Händen weggehen. Die Kinder der hiesigen katholischen Schule hat er mit Gebetbüchern beschenkt, worin er seinen Namen mit seinen geistlichen Würden schrieb.

— Der Hr. Erzbischof von Dunin ist nach Posen zurückgekehrt.

Nachdem die ganze Erzdiözese oftmals um die Freilassung des Erzbischofs umsonst gesteht, nachdem eine Deputation beim König eben so wenig ausgerichtet, nachdem der Erzbischof schon seit Monaten in Berlin unter polizeilicher

Aufsicht gefangen gehalten worden, nachdem der König weder das Urtheil des Gerichts vollzogen, noch aufgehoben, noch auch die Kompetenzverweigerung anerkannt, nachdem der Erzbischof auf sein letztes Gesuch noch in Zweifel gelassen, ihm jeder Wohnort freigegeben, nur seine Diözese verboten worden, diese Diözese aber dadurch ganz in Zerrüttung gekommen — da setzte der Erzbischof sich am 3. Oktober früh ohne Vorwissen der Regierung in einen Wagen, um nach Posen zurückzufahren. Dieser muthvolle Schritt des Erzbischofs, um den zweifelhaften Zustand zur Entscheidung zu führen, kann nicht ohne Folgen sein.

Oesterreich. Wenig bekannt dürfte es sein, daß zwischen den beiden Cabinetten von Wien und St. Petersburg bereits seit Jahren ein Krieg geführt wird, freilich nur mit der Feder und im Geheimen sich fortspinnend, dennoch aber in seinen Ursachen sowohl als im bisherigen Erfolge von großer Wichtigkeit. Es sind nämlich bereits mehrere Jahre, als man in Wien mit nicht geringem Befremden die Entdeckung machte, daß die Bestrebungen Rußlands gegen die Union der griechischen (russischen) und lateinischen (römisch-katholischen) Kirche sich auch auf jene große Anzahl nicht-unirter Glieder des griechisch-kirchlichen Ritus erstreckten, welche innerhalb des österreichischen Staatsgebietes sich befinden. Je mehr man in Wien bei erlangter Kenntniß der Mittel und Wege zu der unerfreulichen Ueberzeugung kam, daß die Bemühungen Rußlands für Aufrechterhaltung des Schisma zwischen den nicht-unirten österreichischen Unterthanen und der lateinischen Kirche auf noch andern als bloß rein religiösen Motiven beruhen, um so weniger konnte man länger gleichgültig da zusehen. Hatten vor drei Jahrhunderten die Polen die Union und den Katholizismus gegen Rußland in Bewegung gesetzt, so könnte es nicht unwahrscheinlich sein, daß letzteres jetzt umgekehrt das kirchliche Schisma mit der Zeit zur Ausbreitung seiner Herrschaft benutzen möchte, wozu schon dadurch die Hand geboten wäre, daß fast vier Millionen österreichische Unterthanen des nicht-unirten Ritus in ihrer Liturgie für den Czar, als ihr kirchliches Oberhaupt, beten; überdies lehrt ja die Geschichte, wie dadurch der Grund zum Unglücke Polens gelegt wurde, indem Rußland durch die kirchlichen Streitigkeiten zuerst Veranlassung erhielt, über die inneren Angelegenheiten desselben mitzusprechen, und dabei die Hand im Spiele zu haben, wenn auch anfänglich mit dem Vorgeben, bloß die religiösen Interessen einer von dem Katholizismus unterdrückten Partei schützen zu wollen. Wie leicht begreiflich, ließ es das österreichische Cabinet nicht an Gegenbemühungen fehlen, die zwar bei den vielen in den ungarischen Distrikten lebenden Anhängern der russisch-griechischen Kirche noch nicht den gewünschten

Erfolg hatten, und desselben gewiß auch noch so lange entbehren werden, als man ihnen nicht die Mittel gewährt, ihre Kirchenbücher, mit denen Rußland sie häufig beschenkt, sich wohlfeil und leicht im Inneren der Monarchie zu verschaffen; glücklicher aber, besonders seit der traurigen Wendung der Dinge im Königreiche Polen, wurden die Gegenbestrebungen Rußlands bei uns in Gallizien neutralisirt, wo selbst der roh-russisch sprechende bedeutende Theil der Bevölkerung weder durch Gleichheit der Sprache noch durch engen Verband des kirchlichen Verhältnisses sich von der bei uns nunmehr fast vollständig bewirkten Union mit der lateinischen Kirche abwenden ließ. Das Hauptagens lag vor Allem in der tief wurzelnden und neuerlich noch mehr gesteigerten anti-russischen Gesinnung! Wie in dem einverleibten Königreiche Polen die Verbreitung der russisch-griechischen Kirche immer mehr als Staatsmaxime aufgedrungen wird, eben so bildet in den andern Theilen des ehemaligen Polens der Katholizismus ein Mittel zur Opposition; diese war es vorzüglich, welche bei uns die Wiedervereinigung mit der lateinischen Kirche erleichterte, um auch hierin die Bestrebungen Rußlands zu vereiteln. (Fr. Cour.)

Rom, 24. Sept. Es heißt, Monsignor Massi, Bischof von Gubbio, der mit Beibehaltung seines Bisthums zum Erzbischof erhoben worden, sei für die Nuntiatur am sardinischen Hofe bestimmt. Seit 80 Jahren sandte der päpstliche Stuhl an jenen Hof nur einen Geschäftsträger, da die beiden Regierungen unter sich nicht einig werden konnten, ob Turin als Nuntiatur ersten oder zweiten Ranges betrachtet werden müsse. Gegenwärtig ist diese Differenz endlich nach langen Unterhandlungen beigelegt worden. Der Nuncius in Turin soll keiner der beiden Klassen angehören, von dort aber nach keiner Nuntiatur ersten Ranges befördert werden können. Nach vollendeter Amtsführung wird derselbe nach Rom berufen, und erhält dann eine sogenannte Lorica Cardinalitia, d. h. eine Stelle, die, gleich einer Nuntiatur ersten Ranges, unmittelbar zum Kardinalshut führt. —

— Die Unterhandlungen mit Portugal nehmen einen erfreulichen Fortgang, so daß man nächstens dahin zu gelangen hofft, eine förmliche Uebereinkunft hinsichtlich der kirchlichen Verhältnisse abzuschließen. Sobald die Convention von beiden Seiten unterzeichnet ist soll von Lissabon ein Gesandter hier erscheinen, um das gute Vernehmen mit dem hl. Stuhl zu bekräftigen. (Allg. Ztg.)

Spanien. Zu einem Skandal sonder Gleichen hat man jetzt Mendizabal, — Mendizabal — einen Juden! — zum Präsidenten der Kommission ernannt, welche beauftragt ist, den christlichen, den katholischen Klerus zu reformiren! — Eine „Reform des Klerus“ — eine Reform durch wen? Durch Diejenigen, welche den Kirchenraub legalisirten, welche die Mönche in den Klöstern er-

würgen, die Priester am Altare niedermeßeln ließen! — eine „Reform des Klerus“ unter dem Vorstze eines Gauners, der, mit seinem übrigen Raub noch nicht zufrieden, den Diamantenschmuck des Muttergottesbildes aus der Kirche plündern ließ, um ihn seiner Weise umzuhängen und diese damit in Madrid Parade machen zu lassen! — eine „Reform“ des christlichen Klerus unter dem Vorstze und der Direktion eines Juden! — Solche Thatsachen sprechen stärker als alle Raisonnements; aber es wird nicht fehlen, daß man sie in Ländern applaudirt, wo man in seinem Wahn so weit gekommen ist, daß man die Staatsgewalt nur durch Zerstörung des Heiligen, nur durch Vernichtung des frommen Glaubens des katholischen Volks, durch Untergrabung oder raschen Umsturz der mehr als achtzehnhundertjährigen Kirche Christi und nur auf deren Trümmern begründen zu können meint und durch menschliches Machwerk die göttlichen Institutionen verbessern oder gar ersetzen zu können glaubt. — Ob aber unter solchen Verhältnissen das Aufhören des spanischen Bürgerkrieges wahrscheinlich, ob es nur möglich sei, bedarf gar keiner Erörterung. Mag der Pöbel von Madrid, mögen Barcelona, Valencia und andere große der Sittenverderbnis tief verfallene und durch die Freimaurerei verarbeitete Städte, wie bei uns, einstimmen in den Sturm auf die Kirche: in der Masse des Volks ist die Religion noch zu mächtig, als daß sie dieselbe auf Beelzebub's Altar ohne Widerstand hinopfern lassen sollte. Eine Reform des spanischen Klerus wird allerdings vor sich gehen, aber — eine andere als die, welche die Ungläubigkeit in Madrid dikirt — die Reform durch das Martyrertum!

England. London. So viel die neuen Armengesetze auch ausgepriesen worden sind, so zeigt sich doch gegenwärtig immer deutlicher, daß sie für den jetzigen Stand der Gesellschaft in England keineswegs ausreichen, sondern weit eher dazu dienen, den sogenannten Pauperismus zu vermehren und gleichzeitig die ohnehin schon so gesunkene Moralität der niedern Klassen noch immer mehr zu verringern. Unser ganzes jetziges Armensystem, denn so darf man es nennen, ist ein Maschinenwesen, in dem der lebendige und vor allem der christliche Geist fehlt. Am Schlimmsten von Allen ist die bessere Klasse der Armen daran, besonders wenn sie von Krankheit befallen werden. Privatwohlthätigkeit hat zwar viel für Privatspitäler gethan, aber diese erfüllen so wenig, wie die unverhältnismäßig geringe Anzahl öffentlicher Krankenhäuser, denjenigen Beruf, welchen man vom menschlichen und christlichen Standpunkte aus erfüllt zu sehen wünschen muß. Die Menschen werden hineingebracht, wie die Pferde in die Veterinäranstalten, nur mit dem Unterschiede, daß auf die Letzteren größere Sorgfalt verwendet wird, weil ihren Eigenthümern an der Erhaltung derselben gelegen ist und sie gut dafür bezahlen müssen. Von der Lieblichen

Pflege, wie sie den Kranken z. B. in den Klöstern in Belgien und andern Ländern wird und wie man sie vor Zeiten auch bei uns fand, ist keine Rede mehr. Nimmt man hierzu nun die Theuerung der Nahrungsmittel, welcher wir nach dem schlechten Ausfall der Erndte für den Winter entgegen zu sehen haben, so können wir nur schreckliche Scenen menschlichen Elends erwarten, während anderer Seits die Ruhe im Lande ebenfalls keine erfreuliche Aussichten dadurch erhält.

— Schottland. Es kann nicht verkannt werden, daß gegenwärtig in kirchlicher Beziehung auch bei uns ein regeres Leben statt findet, als dies seit vielen, vielen Jahren der Fall gewesen ist. Das Bedürfnis einer lebendigen Religion macht sich immer geltender im Volk und in eben dem Maße, wie die durch künstliche Mittel der schlechtesten Art den Leuten von Kindesbeinen auf eingepägten und durch fortwährende Verleumdungen und die böswilligsten Entstellungen zu erhalten gesuchten Vorurtheile gegen die katholische Religion allmählig verschwinden, so mehrt sich auch die Zahl der Anhänger derselben in unserm Lande. Bekanntlich haben alle Sekten, so viel ihrer auch sind, unter sich wieder Vereine gebildet, die jährlich oder noch öfter General-Versammlungen halten, in denen sie sich über die Mittel und Wege zur Ausbreitung ihrer Confession berathen, zugleich aber auch gegen die Katholiken und den Katholizismus es selten an Denunciationen fehlen lassen, welche dann in Form von Traktätchen oder sonst gedruckt und unter dem Volk verbreitet werden. Diese Art, unter der Hand den Krieg zu machen, ist lange von den Katholiken gleichgültig behandelt und übersehen worden, so daß von den Gegnern daraus, wie gewöhnlich, Vortheil gezogen und zu allen übrigen uns noch der Vorwurf gemacht wurde, wir seien nicht im Stande, die gegen uns erhobenen Anklagen, resp. schamlosen Verleumdungen der Protestanten zu widerlegen. Dieser und andere Gründe haben nun endlich zur Errichtung des großen katholischen Vereins geführt, welcher die ersten katholischen Namen des Landes, Laien wie Geistliche, einschließt und bereits diesen Sommer eine große und nichts weniger als erfolglose Versammlung in London gehalten hat. In ähnlichem Sinne hat nun vor kurzem auch in Edinburg eine Versammlung statt gefunden. Außerdem hat Hr. Keenan, ein ausgezeichnete katholischer Priester, in Edinburg eine Reihe von Controverspredigten gehalten, die den ächten milden Geist des Christenthums athmen, zugleich aber auch mit dem mächtigen Schwert der Wahrheit tief in die Gemüther eingedrungen sind. Gegenwärtig befindet sich dieser würdige Prediger in Dundee, wo er bereits drei Predigten gehalten hat, von denen die beiden letzten auch schon von einer steigenden Anzahl von Protestanten be-

sucht worden sind, bei denen sie einen noch größern Eindruck zurückgelassen haben, als selbst von den wärmsten Anhängern unserer Kirche in Anbetracht des obwaltenden Hasses gegen dieselbe erwartet werden mochte. Gleich nachdem er seine erste Predigt gehalten hatte, erschien in dem Dundee Journal, einem ganz protestantischen Blatte, ein Schreiben eines Protestanten, worin derselbe offen und ehrlich seine Glaubensgenossen auffordert den Controvers Predigten des Hrn. Keenan, welche derselbe für die nächsten Sonntage verheißten habe, beizuwohnen und dort persönlich die Ueberzeugung zu gewinnen, wie gräßlich die Katholiken und deren Glaubenssätze in den Gemälden verleumdet würden, welche man den Protestanten der Hochkirche und den Dissidenten gewöhnlich von ihnen entwerfe. Unter solchen Umständen, — und der hier erwähnte ist nur einer aus der Menge — kann man sich vorstellen, daß der Angststuf der protestantischen Fanatiker über das immer zunehmende schnelle Wachstum des Katholizismus nichts weniger als ungegründet sei. In manchen Gegenden ist das Zunehmen der Katholiken und der Convertiten in der That erstaunlich und dies um so mehr, da von der protestantischen Seite nicht nur Geld, sondern auch noch schlechte Mittel aufgeboten werden, um den Austritt aus ihren Gemeinden zu hindern. Besonders in den schottischen Hochlanden sind die Leute für die Wahrheit des Glaubens empfänglicher als irgendwo anders, was gewiß in großem Maße der dort herrschenden größeren Moralität zugeschrieben werden darf. Als ein Antipodenstück muß ich hier gleichzeitig auch noch gewisser protestantischer Bewegungen erwähnen, welche von ihren Urhebern mit dem Namen „Wiederbelebungen“ (revivals) bezeichnet werden und die mit dem Treiben eines Theils der Pietisten in Deutschland viel Ähnlichkeit haben mögen. Ganze Kirchspiele scheinen hier auf einmal, ich möchte sagen, mondstüchtig zu werden. Die gewöhnlichen Geschäfte des Lebens werden, wo diese „Wiederbelebungen“ sich aufthun, vernachlässigt, die Kirchen sind von Morgen bis Abend voll. Kaum hat der Prediger die Kanzel bestiegen, so hört man von allen Seiten ein Weinen, Seufzen, Schluchzen und laute Ausrufe, wodurch seine Stimme ganz und gar übertönt wird. Dann folgt eine Scene von wildem, beinahe wahnsinnigem Enthusiasmus, der zugleich bemitleidenswerth und lächerlich ist. Wie sehr man aber auch diese Irrwege des menschlichen Geistes und Gefühls bedauern muß, so liegt doch selbst in ihnen ein beachtenswerthes Wahrzeichen, daß die Menschen ein Bedürfnis empfinden, welches ihre jetzige Religion nicht auszufüllen vermag, so daß sie auf solche unfruchtbare und verderbliche Wege gerathen, bis ihnen einmal das Licht besserer Erkenntnis gewährt wird. Die Zeiten, wo dieses geschieht wird, liegen hoffentlich nicht mehr fern. (Fr. Cour.)